

## Gegen den Strom der Flüsse

*Vorbemerkung der Redaktion: In einer Veranstaltung des Schwäbischen Heimatbundes las unlängst MARGARETE HANNSMANN eine Auswahl ihrer Gedichte, die sich in den letzten Jahren zunehmend auch mit dem auseinandersetzen, was die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes beschäftigt: Ausverkauf der Landschaft, Zerstörung der Städte, Aufgabe der geschichtlichen Bindungen. Davon zeugen u. a. ihre Gedichtbände «Das andere Ufer vor Augen» und «Fernsehabsage», die im Verlag Claassen (Hamburg und Düsseldorf) erschienen sind. MARGARETE HANNSMANN begleitete und kommentierte ihre Gedichte mit Ausführungen, die über das Nur-Literarische hinausweisen. Deshalb sollen sie hier den Lesern unserer Zeitschrift zugänglich gemacht werden.*

«Gegen den Strom der Flüsse» – diese Gedichtzeile hatte ich fast schon vergessen, da stellte der Schwäbische Heimatbund sie als Motto über diesen Abend. Als ich sie schrieb, vor acht Jahren, dachte ich zunächst an wirkliche Flüsse, in denen ich noch geschwommen bin, als ich jung war: im Neckar, in der Donau, im Rhein und in ihren hundert Nebenflüssen. *Gegen den Strom schwimmen* war meine früheste stärkste Erfahrung mit sechs Jahren, als ich im Wasser der Brenz wie zu Hause war. Jahrzehnte später ging jene Erfahrung, ohne daß ich es merkte, in mein erstes Heimatgedicht ein. Ich setzte noch das Adjektiv «verseucht» vor die Flüsse und glaubte daran, daß man dem abhelfen würde, damit unsere Enkel, genau wie wir, erleben können, was das heißt: mit dem Strom und gegen den Strom schwimmen. Sich am Widerstand stärken, erproben.

Inzwischen ist das alles zur Metapher geworden; was Flüsse verseuchte, hat längst die Meere befallen, die Erde, die Luft, selbst das Feuer. Immer schneller verbrauchen wir immer mehr Energie, um Rohstoffe in Waren zu verwandeln, die unser Glück steigern sollen. Je rascher wir das Glück auf den Müll werfen, um nach dem nächsten Glück zu greifen, desto früher machen wir unsere Erde unbewohnbar. Es geht nicht mehr um den Fluß der Kindheit, innerhalb eines einzigen Menschenalters kam unser ganzer Planet in Gefahr, verseucht zu werden.

## Margarete Hannsmann

Zu allen Zeiten war es schwierig, gegen den Strom zu schwimmen. Man konnte sogar mit dem Leben bezahlen müssen. Zu allen Zeiten war es aber auch ein Recht der Dichter. Ich lade Sie ein, mit mir gegen den Strom aus Beton zu schwimmen, gegen den reißenden Strom der Kommerzialisierung sämtlicher Lebensbereiche. Das kommt nicht aus irgendeinem Augenblick des Erschreckens oder der Trauer. Jahrzehnte habe ich gebraucht, bis ich heute hier stehen und das Wort Heimat aussprechen kann. Wieder aussprechen. Das hat etliche Ursachen. LUDWIG FINCKH, HANS REYHING, KARL GÖTZ standen um meine Wiege und schmückten mein Elternhaus. Ich wurde mit Heimat gemästet, wie man Gänse mästet. Was das Zeug hielt, mußte die Heimat erhalten im Zweiten und Dritten Reich. Kein Wunder, daß wir alles von uns warfen, als sie kaputt war, daß wir *Europa, Europa* sagten und uns bald überall in der Welt besser auskannten als in Deutschland. Dann sah ich: da passiert etwas, das ist schlimmer als die Verfälschungen unserer Väter: ein Gefühl kann verkümmern und aussterben. An seine Stelle traten die Zauberworte des Jahrhunderts: Fortschritt. Wirtschaftswachstum. In ihrem Namen haben wir die Heimat ausverkauft. Verplant, zersiedelt, kommerzialisiert. In ihrem Namen verschacherten wir unsere Geschichte.

Meine zweite Heimat ist Stuttgart. Ich erlebte hier die Jahre des Bombenkriegs und den Morgen, als er zu Ende ging. Er war fürchterlich. Der Frieden war schlimmer. Alle Hoffnungen schlugen um ins Gegenteil. Es begann mit REINHOLD NÄGELE, dem Stuttgarter Maler im Exil, den ich, angesichts des wiederaufgebauten Stuttgarter Marktplatzes, sagen hörte: *Da hätte ich in Amerika bleiben können.* Dann schlugen die Planierdrahten zu; Kranen und Bagger brauchten Futter und fraßen, was die Bomben übrig gelassen hatten. Tagaus tagein sah ich die alten Häuser und Straßen sterben, die invalide Stadt wurde weiter verstümmelt, ausgestochen, abgeschnitten, weggekratzt Augen, Ohren, Nase, Mund; wo Bäume wuchsen, Brunnen standen, Plätze und Straßen sich zwischen Hügeln und Tälern zusammenfanden auf eine Weise, um die uns

so viele zerstörte Städte beneideten, da war bald nichts mehr als Beton, eine starre Maske statt eines Gesichts – und die letzten Atembewegungen stranguliert durch ein Netz von Autoschnellbahnen. Monat um Monat, Jahr um Jahr schrie ich in mich hinein: aufhören! aufhören! zog mich zurück, mied, was ich liebte, diese Stadt, ihre Sprödigkeit, um die einst die Künstler warben. Immer neu unter die Erde verbannt, wenn man sie durchqueren wollte, wußte man längst nicht mehr, warum man hier lebte. Charlottenplatz, Wilhelmsplatz, Rotebühlplatz wurden für mich zur Fremde, zur Wüste, zu den traurigsten Flecken der Welt. Früher hatte ich Freunde durch meine Stadt geführt, jetzt verhöhnten sie mich: *Ihr Schwaben wart ja immer so tüchtig, also habt ihr auch das geschafft; Beispiel ist eure Metropole, wie man es nicht machen soll.* In den Fachzeitschriften Europas nachzulesen.

Wie stand ich nun da mit meiner Liebe – war ich denn Planer, Städtebauer? sie haben auf dem Rathaus doch sicher die Besten auf ihre Zukunft angesetzt; mußten doch wissen, was sie taten? bin ich denn ganz allein mit meinem Gefühl, dem Entsetzen?

Vor Jahresfrist, plötzlich, als wär's ein Schicksalsschlag, über Nacht oder wie ein Erdbeben gekommen, stands in der Zeitung: Die Bürger ziehn weg! Ich war also nicht allein. Menschen gibt es, die noch ein paar Jahre ohne Baugruben leben wollen, bevor sie sterben. Ihr Brot beim Bäcker holen wollen, ohne unter die Erde klettern zu müssen. Es ist schwer, nicht zynisch zu werden, wenn jetzt allenthalben geforscht wird nach dem gestörten Verhältnis zur Urbanität. Als könnten Statistiken, Podiumsdiskussionen zurückbringen, womit man jahrzehntelang Schindluder getrieben hat: die Geduld der Bürger! Doch wer hat schon Mut, die Wahrheit zu sagen? Sie wollen endlich in Ruh' gelassen werden. Einigen Architekten dämmert es; sie sprechen von städteplanerischem Skandal, von Unbewohnbarkeit; doch der Widerruf, das *Peccavi*, so habe man es nicht gewollt, kommt zu spät. Sie versuchen, den Rest zu retten. Den schlechtesten Rest. Der immer noch besser ist als gar kein Rest. Auch so entsteht Geschichte. Mit den Säulentrommeln der schönsten Tempel bauten sie einst, was sie für prächtiger hielten.

Ich wandte mich ab vom Zerstörten, von der Stagnation, verließ den Elfenbeinturm meiner Trauer, um dort, wo noch etwas zu retten war, mitzukämpfen, daß es heil bliebe. Vor der Haustür liegt die Alb, von der ich stamme; der Holzschneider GRIESHABER half mir, Frieden zu machen mit den Wandervogelvätern, mit ihrer Asche, er zeigte mir die Berge, die

HOLDERLIN für Griechenland nahm; und ich schrieb meine ersten Heimatgedichte. Wir machten etliche Bücher zusammen und den «Engel der Geschichte» *Rettet die Wacholderalb.* GRIESHABER schrieb darin: *Unsere Freiheit ist überall bedroht! Selbst in der Heimat, wo man die Gefahr nur zu gerne übersieht. Schauen wir uns in der Nähe um, so gilt es rasch zu handeln, ehe der Blick vollends vergittert wird. Es gibt Gitter, die wir erst bemerken, wenn wir hinter ihnen sind . . . Wenn es diese meine Welt, die Rauhe Alb, nicht mehr gibt. Eine einmalige Landschaft, die hinter dem zur Phrase gewordenen Umweltschutz zu verschwinden droht. Wer einmal erfahren hat, was Wacholderalb ist, was eine offene Landschaft den Millionen in den Industriestädten an ihrem Rande für's Überleben bedeutet, der will, daß sofort gehandelt wird. In 10 Jahren: versteppte Brachflächen, aufgeforstete Äcker, Wiesen und Wacholderheiden. In 10 Jahren gibt es niemand mehr, der eine Wiese mäht. Aber welcher gesellschaftliche Machtapparat kümmert sich nicht lieber um die Steigerung der Wachstumsrate der Industrie als um das, was den Menschen dient.*

Für diesen «Wacholderengel» schrieb ich mein Gedicht *Landschaft*. Kann ein Gedicht die Umwelt verändern?, wurde ich gefragt. Ich mache mir keine Illusionen über die Wirksamkeit von Bildern und Gedichten, doch ich weiß, daß sie seit Jahrtausenden die Begleiter von Männern und Frauen sind, die Bewegung brachten in erstarrte und verkrustete Institutionen durch Handeln. Wir zogen mit dem «Wacholderengel» durchs Land, machten Lesungen, zeigten die Bilder, diskutierten mit den Zuhörern in Sigmaringen, Mergentheim, Ulm, Essen, Waiblingen, es kamen Briefe: *so ist es bei uns in Trier . . . in Marburg . . . Bochum . . . kommen Sie nach Urach, die Stadt ist dabei, ihr Herz zu betonieren!* Es gab Schelte von Architekten, Bauunternehmern, Gemeinderäten, Lob und Tadel aus einem Gefängnis, aus einem Ministerium; Dorfbürgermeister schrieben an den Rundfunk, meine Gedichte wurden auf Bauernzusammenkünften gelesen; und Pro und Contra zeigten mir, daß ich auf dem richtigen Weg war: Aufwecken, anstoßen, damit sie nachdenken und vielleicht eines Tages handeln. Einzelgänger und Gemeinschaften, die *mehr* riskieren können. Vereine, Gruppen, Bürgerinitiativen. Heute weiß ich, was passiert, wenn man das Gefühl für Heimat verkümmern läßt. Wenn unsere Kinder ohne Geschichte aufwachsen, weil Eltern und Großeltern ein gestörtes Verhältnis dazu haben. Wenn sich Geschichte nicht gleichsam freiwillig zwangsläufig aus dem Heimatkundeunterricht der Grundschule entwickelt. Und weil dieses *Gefühl*, das für den sogenannten modernen Menschen bereits ein tabuisierter Begriff ist, den ich deshalb mit *Bedürfnis* aus-

tauschen möchte, weil dieses *Bedürfnis* also nicht eines schönen Tages einfach da ist, weil es nicht von heute auf morgen am Tisch irgendwelcher Umweltstrategen entstehen kann, die den «Erholungswert» einer Landschaft in Prozenten ausdrücken, weil es Wurzeln haben muß, weil es gewachsen sein muß, von weit herauf, von lang her, weil dieses «Etwas», dieses Lebendige, nicht Auszurottende, wohl im Menschen angelegt sein muß, deshalb bin ich froh, daß es den Schwäbischen Heimatbund, dem ich davongelaufen war, noch gibt. Und daß mir ein Volksschullehrer von den Fildern 30 Schulaufsätze brachte über mein Gedicht *Landschaft*, in denen solche Sätze stehen: *Die Natur geht immer mehr zurück. Täler werden mit Müll zugeschüttet. So wie das Sulzbachtal. Sie meinten, an einem Tal fällt es nicht auf, wenn es nachher genauso aussieht wie die Felder. Aber wo bleibt dann das romantische von der Natur gebaute? . . . und wenn dann das Tal voll ist, wird es liegen gelassen und nach 20 Jahren als Bauplatz verkauft. Die Bäume, die vom Fällen verschont bleiben, bringen die Abgase der Fabriken zum Sterben. Alle Flüsse und Bäche werden begradigt, denn das Land kann besser ausgenützt werden . . .* Noch immer vergeht kein Tag, an dem nicht ein weiterer Hügel in Angriff genommen, ein weiteres Tal vom überfließenden Häuserbrei erobert wird. Kein Tag, an dem man nicht von versteppten Bra-

chen, von sterbenden, verwahrlosten Landschaften zwischen den großen Städten, aussterbenden Pflanzen, Tieren, Menschenberufen lesen, hören und sehen kann. Kein Tag, an dem man nicht erfährt: Landschaft, Natur sind dazu da, daß der Mensch sie nützt. Eins nach dem anderen ihrer Gesetze bauten wir ab, bis wir, schon fast zu spät, merkten: es gibt sie doch. Die Natur rächt sich. Inmitten unseres Reichtums sind wir nicht nur ärmer geworden, sondern bedrohter als je zuvor. Selbst unser Landesvater sagte kürzlich auf einer Wahlreise, er sei betroffen und betrübt über das, was er im Remstal, scheinbar plötzlich, sah. In Waiblingen geschah's, dort griff man mich, wie nirgendwo sonst, vor Jahren an. Damals war es noch nicht zu spät; die Stadt nicht Fallstudie der Zerstörung. Bevor ich ankomme, wo die Alb beginnt, muß ich die Filderebene überqueren. Was in den letzten Jahren dort passiert ist – man hätte die Folgen voraussehen können, die heute offen daliegen – zubetoniert, Rohbauten ungenützt, mit leeren Augenhöhlen, und die Kartoffeln, derzeit teurer als Orangen. Volk ohne Raum – damit rief man einst Deutschland zu den Waffen. Das Ergebnis kennen Sie. Der Raum ist seither dezimiert; aber noch immer, immer noch machen wir weiter, bis auch der allerletzte Raum zubetoniert ist.

## Der Ausbau des Neckars und die Flußlandschaft

Unter dem Thema «Die in Dienst genommene Landschaft am Beispiel des Moseltales» heißt es in der «Süddeutschen Zeitung» vom 13. 9. 1972, daß der Neckar (und der Main) nunmehr Flüsse sind, die in *Bandwurmglieder zerhackt sind und wo die Technik mit ihren kalten Aggregaten dominiert*. Diese recht drastische Formulierung sollte ein Anlaß sein, in wenigen Zeilen den Neckar und seine Landschaft darauf zu untersuchen, ob bzw. welche Einflüsse als Folge des Ausbaues die Landschaft verändert haben. Es war sicher keine «technische Kraftmeierei», wenn 40 Jahre vor dem Moselausbau andere Wehrverschlüsse für die Neckarstautufen gewählt wurden, als sie später durch eine verbesserte Technik für die Mosel angeboten werden konnten. Die hohen Wehrpfeiler, um deren Gestaltung sich kein Geringerer als Professor PAUL BONATZ gekümmert hat, sind durch die Verwendung der Walzenverschlüsse bedingt. Eine Weiterentwicklung der Be-

triebstechnik und der Betriebssicherheit hat einer späteren Generation von Wasserbauern die Möglichkeit gegeben, Wehre und Kraftwerke in völlig anderer Bauweise zu planen.

Der erwähnte Zeitungsartikel zitiert mehrfach das beispielhafte Wirken von Professor ALWIN SEIFERT, der nicht nur für die Landschaft eintrat, sondern auch für eine Koordinierung von Natur und Technik, in der richtigen Erkenntnis, daß Energiehunger und Wasserbedarf in einem Industriestaat mit einem gewissen Vorrang bewältigt werden müssen. SEIFERT schlug sich meist auf die Seite der Ingenieure, wenn Landschaftsschützer allzu *illusionäre und romantische Ansichten vertraten*. In diesem Sinne kann festgestellt werden, daß der Ausbau des Neckars die bestehende reizvolle Talandschaft nicht zerstört hat. Dies ergibt sich auch aus der Tatsache, daß dieser Ausbau Jahrzehnte gedauert hat, also ohne hektische Eile durchgeführt werden konnte. Bis auf

*Helmut Hampel*